

Radiboschs erste und letzte Pioniere

Kampf ums Überleben in der bulgarischen Provinz

Von Martin Woker

Bulgariens Gemeinden seien stark unterfinanziert, ist in einem Bericht über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Balkanstaates zu lesen. Ein Besuch in Radibosch, einem zufällig ausgewählten Dorf westlich von Sofia, zeigt die harte Realität.

Radibosch, im Juni 2002

«Fahrt nach Radibosch», wird uns an diesem Sonntagmittag in der einzigen Kneipe im Dorf Kopanica geraten. Die Wirtin und die paar Männer in der Runde sind sich einig: «Ja, nach Radibosch, da müsst ihr hinfahren, das müsst ihr mit eigenen Augen gesehen haben. Zweimal links abbiegen, und dann immer geradeaus.» Die Übertragung des Fußballspiels aus Japan ist zu Ende, und seither haben die wenigen Gäste berichtet, wie man sich in der bulgarischen Provinz über Wasser hält. Schlecht, lautet das Fazit, sehr schlecht sogar. Vier der fünf Betriebe in der nahen Industriestadt Radomir haben ihre Tore geschlossen, und seither sind die Leute in Scharen abgewandert, in die nächstgrößere Industriestadt Pernik, wo zwar auch fast alles stillsteht, oder sie gingen weiter bis nach Sofia. Die Schule, einst der Stolz des Dorfes, steht vor der Schließung. Das Nötigste zum Leben holen sich die Leute vom Land, das ihnen nach der Auflösung des örtlichen Landwirtschaftskombinats zurückgegeben wurde. Doch mehr als zwei Hektaren hat niemand. Das reicht gerade für Kartoffeln und Gemüse zum Eigenbedarf. «Wir Bulgaren sind selbst schuld an unserer Misere», sagt die Wirtin. «Dauernd wechseln wir die Regierung, und dennoch bleibt immer alles beim Alten.» Die Runde verfällt in einvernehmliches Schweigen.

Der erste Ausländer

Ein einziges Pferdegespann kreuzt den Weg auf der Fahrt nach Radibosch. Die einsame Strasse führt in weiten Kehren in die Höhe, niedrige Kiefern umfassen Wiesland voller Blumen. Ein paar überwachsene Hausruinen säumen nach einer Anhöhe den Weg, der auf einem leeren Teerplatz endet. Eine verwitterte Gedenktafel steht am Rand. Die Namen der im Vaterländischen Krieg Gefallenen sind unter dem fünfzackigen Stern eingemeißelt, beinahe zur Unlesbarkeit verwittert. Davor spriesst Unkraut. Zwei ältere Frauen sitzen im Schatten eines Baumes neben einer Brunnenröhre. Wasser tröpfelt in einen Plastic-Kanister. Die Türe zum Dorfladen steht offen. Darin ist niemand zu sehen, und die Gestelle sind leer. Reglos verharrt am andern Ende des Platzes eine Personengruppe im Schatten einer Mauer und harret der Neuigkeiten, die diese Fremden mit dem Sofioter Autokennzeichen bringen. Ein Ausländer ist gar bei ihnen. Das gab es noch nie in Radibosch, murmelt einer von ihnen. Die umstehenden Alten schütteln den Kopf. Das gab es noch nie.

Der Jüngste der Gruppe wendet sich den Fremden zu. «Willkommen», sagt er, und der Bann ist gebrochen. «Aha, die in Kopanica haben euch hier hinaufgeschickt, so ist das. Ja, wie geht es uns hier?» Seine an die Runde gestellte Frage wirkt wie ein Signal. Mit einem Male sprechen alle durcheinander. Schlimm ist es, schlimmer als je zuvor. Die meisten der Brunnen sind versiegt, und die Stromzufuhr funktioniert kaum mehr. Schuld trügen die mafiosen Besitzer der nahegelegenen ehemaligen Staatsfarm. Sie raubten alles, was dem Dorf zustünde, schlimmer als unter dem türkischen Joch sei es, sagt einer, der noch zu Zeiten ottomanischer Herrschaft geboren sein muss. Brot, Salz und Zigaretten sind alles, was im Laden erhältlich ist. Da steht auch das einzige Telefon des Dorfs. Im Sommer fährt dreimal wöchentlich ein Bus. Weder einen Traktor noch ein Auto gibt es im Dorf. Nur am Wochenende kommen ein paar Stadtleute, die sich hier Sommerhäuser halten. Im Winter sei es wie in Alaska, sagt einer.

Oft liegt hüfthoch Schnee, und niemand hat das Geld, um die Schneeräumung zu bezahlen. Auf den Schultern habe er im Februar seinen kranken dreijährigen Sohn durch den Schnee getragen, kilometerweit bis zum nächsten Arzt, erzählt Robert, der sich als Wortführer entpuppt. Er ist stolz auf seinen Buben, das einzige Kind unter den 57 Einwohnern des Dorfes, versichert er. «In Radibosch lebten schon die Römer», behauptet er. «Ein Dorf, das nach über 2000 Jahren einfach ausstirbt – gibt es so etwas bei euch?»

Der Pope kommt nicht mehr

Auf Spuren aus römischer Zeit stößt man beim anschließenden Dorfrundgang nicht. Dafür aber, völlig unerwartet, auf eine ausnehmend reizvolle Kirche, deren ältester Teil im 12. Jahrhundert errichtet wurde. Der einschiffige

vollständig ausgemalte Kirchenbau bildet Teil einer ummauerten Gebäudegruppe; ein Kirchturm mit zwei Glocken, ein Refektorium und längsseits ein stattliches zweistöckiges Schulhaus. Mitte der achtziger Jahre hatte das nationale Institut für Kulturdenkmäler die einmalige Häusergruppe restaurieren lassen und dafür, wie nachträglich in Erfahrung zu bringen ist, umgerechnet etwa 150 000 Franken ausgegeben. Seither ist die Kirche im fernen Sofia in Vergessenheit geraten und fehlt auf der Liste der schützenswerten Bauten. Nur die Diebe, die erinnerten sich und nutzten die Gesetzlosigkeit nach dem Systemwechsel vor zwölf Jahren und raubten alle Ikonen. Bereits rinnt wieder der Regen durchs Dach, und die 57 Einwohner Radiboschs sammeln Geld für neue Ziegel. Der Pope weigert sich, von Radomir aus bis hierher zu kommen, beklagt sich Robert. Dabei möchte er doch unbedingt seinen Sohn Dian in dieser Kirche taufen lassen. Da, wo auch er schon getauft wurde. Es ist nur eine, höchstens zwei Generationen her, da Radibosch noch Hunderte von Einwohnern zählte. Doch die Arbeit in den großen Betrieben im Tal bot ein besseres Auskommen, und so überließen die Bewohner das Dorf dem Zerfall. Die über das sanfte Tal verstreuten Fachwerkhäuser zerbröckeln, die kunstvoll gebauten Wege sind überwachsen und die unzähligen Trockenmauern von Dornestrüpp überdeckt. Auch Roberts Eltern waren vor Jahrzehnten nach Radomir gezogen, zur Arbeit in der Fabrik. In dieser einst blühenden Industriestadt an der Westflanke des Witoscha-Gebirges leben heute nur noch 16 000 Einwohner. Noch bevor der Zerfall auch in dieser aus dem Boden gestampften Industriestadt einsetzte, besann sich Robert seiner Wurzeln und entschied sich zur Rückkehr in das Dorf seiner Herkunft. Er, der gelernte Schweißer, zog Mitte der achtziger Jahre zurück nach Radibosch. Von Viehzucht und Ackerbau wollte er sich ernähren, so wie bereits seine Vorfahren es taten, solange man sich erinnern kann.

Alles geht bergab

Am Anfang lief es gar nicht schlecht. Robert mochte den Umgang mit Tieren, und der Markt funktionierte. Über ein Dutzend Kühe hatte er damals und weit mehr Schafe, und Ferien am Schwarzen Meer konnte er sich leisten. Dann, nach der politischen Wende Anfang der neunziger Jahre, ging es nur noch abwärts. Um zu überleben, nahm er eine Arbeit auf einer Baustelle in Sofia an. Dort schätzten sie ihn und vermittelten ihm Arbeit in Deutschland. Mit 9000 Mark in der Tasche kam er Mitte der neunziger Jahre zurück, fester entschlossen denn je, in Radibosch eine neue Existenz aufzubauen. Mit dem Geld baute er sich einen Stall und ein Haus, wo er heute mit seiner Frau Tania und dem kleinen Dian lebt. Das neue, aus gebrauchten Ziegelsteinen errichtete Heim besteht aus zwei Räumen und misst kaum 40 Quadratmeter. In der Wohnküche, wo auch geschlafen wird, hängt ein Kalenderblatt auf der nackten Wand. In einer Ecke steht ein kleiner Fernseher, den sich die Familie vom Mund abgespart hat. Vom Haus aus reicht der Blick weit über die grünen Hügel. Unten im Tal schimmert die Oberfläche eines gewaltigen Stausees. Ihr Wasser holen Robert und Tania in Kanistern von der nächsten Quelle, verschmutzt ist sie und fließt kaum noch. Und wenn sie die Wasserkübel den Berg hochschleppen, was geht ihnen dann durch den Kopf? «Manchmal denke ich, ich hätte das Geld aus Deutschland besser verbrannt», sagt Robert. «Dieses Haus und der Stall, was nützt mir das überhaupt? Es geht alles nur noch bergab.» Die Viehzucht liegt ihm wirklich am Herzen. Doch mit 25 Schafen und 2 Pferden, wie soll das gehen? Einen Traktor brauchte er, eine Motorsäge und eine Mähmaschine. Doch an Kredite wagt er schon gar nicht zu denken. Für ihren Schafkäse bezahlt der Händler 4 Lewa pro Kilo, das sind etwa 3 Franken. Trotz größter Sparsamkeit verdient die Familie kaum 100 Lewa (knapp 80 Franken) pro Monat. Auf die Länge geht das nicht. Und Robert überlegt sich bereits wieder, in Sofia nach Arbeit zu schauen. Da verdiente er auf dem Bau mehr als das Doppelte. «Dabei könnten wir», so rechnet er vor, «auf unserem Land über zwei Tonnen Käse produzieren. Aber mit leeren Händen, wie soll das gehen?» Er führt uns zurück zum Teerplatz am Dorfeingang. Da sitzen die beiden Frauen immer noch neben der verwitterten Gedenktafel. Es tröpfelt aus der Brunnenröhre, zwei Kanister sind inzwischen mit grünlichem Wasser gefüllt.

Auf der andern Seite des Bergs

Auf der Westflanke des Witoscha-Gebirges, eine knappe Fahrstunde von Radibosch entfernt, bietet sich von Kopitoto aus ein grandioser Ausblick auf die Stadt Sofia. Da stand bis vor kurzem ein Ausflugsrestaurant, erstellt zur feiertäglichen Erbauung der werktätigen Massen der sozialistischen Republik. Das renovierte Gebäude schmückt sich heute mit fünf Sternen und bietet Hotelzimmer an, die, auf dem Prospekt ist es zu sehen, nach Erholung suchenden Paaren Entspannung im privaten Jacuzzi-Sprudelbad versprechen. Das mit viel Plüsch und Spiegeln ausgestattete Interieur der Gaststätte richtet sein Angebot offensichtlich nach dem Geschmack jener einheimischen Geschäftsleute, die seit der Wende zu Geld gekommen sind. Auch die Preise sind dergestalt. Eine Runde mit Kaffee und Kuchen kostete etwa so viel, wie Robert und Tania mit ihrem Käse in einem ganzen Monat erwirtschaften. Da vergeht einem die Lust auf Süßes.